



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Torrund, Jassy: Heimatsehnsucht : Novelle

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

trauen auf den Schutz durch die Behörden kennzeichnet bei einem Empfang mehrerer Industrieller durch den Gouverneur, der die Ausländer an ihre Konsuln empfahl, die Frage eines Russen: „Wo ist denn unser Konsul?“

So ist denn unser Aufenthalt in Baku nicht von langer Dauer gewesen, und die Besichtigung der historischen Denkmäler mußte ebenso unterbleiben wie ein Besuch der Petroleumwerke, zu denen wir in diesen Tagen keinen Zutritt erhalten haben würden. Einige angenehme Stunden in dem teppichgeschmückten Heim unsers Konsuls, seine und seiner Gemahlin Gastfreundschaft mußten uns entschädigen, und seine und seiner Angestellten Bemühungen, uns durch Adressen und Empfehlungen unsre weiteren Wege zu ebnen, verpflichten uns zu aufrichtiger Dankbarkeit. Wir schieden nicht ohne Bedauern von Baku, hinterließen einige unabsichtliche Andenken, wie Regenschirm und Gummischuhe, und vertrauten uns einigermaßen skeptisch dem ehrwürdigen Raddampfer an, der sicher schon manchen Sturm erlebt hatte. Während er an den vielen Fahrzeugen der Handels- und Fischereiflotte vorbei auf die äußerste Spitze der Halbinsel Apsheron zu hielt, hatten wir Muße, das schöne Bild der nächtlich beleuchteten, amphitheatralisch vom Hafen aufsteigenden Stadt und ihrer industriellen Vororte zu bewundern. Dann überließen wir es dem alten Rasten, sich durch die fischreichen grünlichen Fluten des Kaspischen Meeres hindurchzuarbeiten, freuten uns, daß sich Dampfer und Meer im Verein sehr anständig benahmen, und saßen bei Skat und Tee, bis die nötige Bettstimmung kommen wollte. Was sich von Beamten, Frauen und Kindern in dem engen Salon und Eßraum zusammengefunden hatte, lockte nicht zur Anknüpfung von Bekanntschaften. Was des Studierens wert gewesen wäre, schlief. So lag keine Veranlassung vor, die letzte Nachtruhe auf dem Wasser übermäßig zu kürzen.



## Heimatsehnsucht

Novelle von Jassy Corrond



ie sind doch gewiß glücklich, wieder in Ihre alte Heimat zurückzukehren, gnädige Frau?

Sie wollte mit einer gleichgiltigen Phrase antworten, wie sie es hundertmal zuvor andern Bekannten gegenüber bei der gleichen Frage getan hatte. Aber sie besann sich anders. Diesem Manne gegenüber, der der Jugendfreund ihres Gatten war, der in Zukunft, wie Heinrich gesagt, sehr viel bei ihnen verkehren würde — und vor allem, dem sympathischen Klang seiner Stimme, seinen klugen, aufmerksamen, ehrlichen Augen gegenüber mochte sie weder lügen noch feige ausweichen.

Nein, sagte sie — und man merkte die lang zurückgebrängte Heftigkeit —, ich habe diese Versetzung noch weniger gewünscht als mein Mann. Im Gegenteil,

ich war sehr unglücklich darüber und bin es noch. Ich bin hier fremd geworden, setzte sie zögernd hinzu.

Kann man in der Heimat fremd werden? Man braucht ja nur den Spuren seiner Kinderfüße nachzugehen, da findet man sich gleich zurecht.

Sie schüttelte den Kopf. Ich nicht — sagte sie bitter und traurig zugleich. Schleswig-Holstein war zufälligerweise mein Geburtsland. Eine Heimat war es mir nie.

Ihre Eltern wohnten nur vorübergehend hier?

O nein. Sie zogen her, als sie sich verheirateten, und liegen hier begraben. Aber beide waren Süddeutsche und Katholiken und haben in der neuen Heimat nie die alte und nie den alten Glauben vergessen — und so war ein steter Konflikt zwischen äußerlicher Heimatzugehörigkeit und innerlichem Fremd- und Fernsein. Die Rückwirkung auf uns Kinder konnte nicht ausbleiben. Obgleich hier geboren und erzogen, blieben wir immer nur ein fremdes aufgepfropftes Reis und haben tief unter diesem Zwiespalt gelitten, der uns — wie damals die Zeiten lagen — heimatlos gemacht hat. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, und ob Sie lange genug hier im Lande sind, um zu begreifen, daß die nüchterne norddeutsche Art nie und nimmer Sympathie oder auch nur Verständnis für den ihr im Wesen so durchaus fremden Katholizismus haben kann — und daß unsreiner darum nie bodenständig und seelisch heimatberechtigt auf schleswig-holsteinischer Erde werden konnte. Und daselbe, was ich einst durchgemacht, sollen nun meine Kinder leiden!

Die Zeiten sind anders geworden, es gibt jetzt eine große katholische Gemeinde hier in Seestadt.

Maria Sebalduß schüttelte den Kopf. Proletariat. Fremdes zugewandertes Volk — das war schon immer so.

Sie irren sich! widersprach er lebhaft. Es gibt zahlreiche gebildete Familien darunter: Beamte, Lehrer, Kaufleute, Ärzte.

Alles Zugewanderte, die hier fremd bleiben werden. Lehren Sie mich mein Heimatland kennen! Nicht einen Fuß breit werden sie hier Wurzel fassen. Zu zäh hängt der alte eingeborne Stamm an seinem alten Glauben, seinem Mißtrauen gegen alles Fremde. Schleswig-holsteinische Art verträgt sich in Ewigkeit nicht mit dem Katholizismus!

Er schaute ihr mit feinem, stillem Lächeln gerade in die Augen. Möchten Sie es anders haben, gnädige Frau? Ich nicht, es paßt so gut zu ihrer Natur, zu der ganzen herben, kühlen, vorsichtigen Art dieser nordischen Küstenbewohner.

Sie mögen ja Recht haben, sagte sie, betroffen, daß er etwas aussprach, was sie instinktiv vielleicht selber schon empfunden hatte. Aber hart bleibt es doch — wie haben meine Eltern, wie haben wir Kinder darunter gelitten!

Sollte es wirklich so schlimm sein, wie Sie denken? fragte er mit gutmütigem Spott.

Diesem Ton gegenüber riß der letzte Damm ihrer Zurückhaltung.

Ob es schlimm war! rief sie, überwältigt von dem starken Gefühl, das sie ihr Leben lang beherrscht hatte. Wir waren ja die Parias, wir rangierten noch weit hinter Juden und Sektierern. Bis über beide Ohren steckten die Leute in ihren alten ungläublichen Vorurteilen und wollten gar nicht besser wissen. Nicht bloß das unwissende, schwerfällige Volk, nein auch die Gebildeten. Ich will nicht alte Feindseligkeiten aufwärmen, sonst wäre ich ja um nichts besser — nur ein Wort, das mir unvergeßlich geblieben ist. In einer Gesellschaft sagte ein Herr zu seiner Tischdame, mit der er sich bis dahin glänzend unterhalten hatte, als er

zufällig erfuhr, daß sie katholisch sei: Das ist nicht wahr, kann nicht wahr sein, Madame! Und auf ihre erstaunte Gegenfrage kam die Antwort: Die Katholiken sind entweder dumm oder schlecht, aber Sie sind keins von beidem.

Der Herr war evangelischer Pastor, und was er aussprach, gewiß seine ehrliche, innerste Überzeugung — und die Dame war meine Mutter, eine der klügsten und besten Frauen, die es je auf Erden gab. Und so also war die Meinung der gebildeten Schleswig-Holsteiner. Der Böbel hat mit Steinen und Schimpfwörtern hinter uns Kindern her geworfen, sodaß wir nicht einmal, nein zehn und zwanzig mal unsre Eltern flehentlich gebeten haben: Ach laßt uns doch auch evangelisch werden, damit wir nicht so von allen Leuten verachtet sind!

Und im Süden hat man dasselbe mit den Evangelischen gemacht. Weiß Gott, wenn ich der Herrgott wär, kein Vaster wollt ich so hart strafen wie den religiösen Fanatismus! rief er in ehrlichem Zorn. Der Geist des Christentums geht uns verloren in diesem leidenschaftlichen Betonen der Konfession. Aber Sie dürfen ruhig sein, gnädige Frau. Es ist wirklich anders geworden, Ihren Kindern wird man keine Steine nachwerfen.

Gott gebt! Ich ertrüg es auch nicht. Sie brach das Thema ab. Finden Sie meinen Mann sehr verändert, seit Sie ihn zuletzt sahen, Herr Professor? — Wann war das?

Vor drei Jahren in Tirol. Schon damals fand ich ihn etwas verändert. Doch nicht äußerlich — innerlich.

Wieso? er hat noch die alte treue Freundschaft für Sie, die Sie beide schon in der Studentenzeit verband.

Das wohl. Vielleicht liegt es auch an mir. Wir sind innerlich etwas weiter auseinander gegangen. Er rechts, ich links.

In politischer Beziehung?

Politisch und religiös.

Frau Maria übergibt die Bemerkung mit einer neuen Frage. Ich meine, ob Sie Heinrich auch äußerlich verändert finden?

Wja — wenn ich ehrlich sein soll, ein wenig.

Sie wissen, er war voriges Jahr schwer krank, ein typhöses Fieber oder dergleichen, die Ärzte wurden nicht recht klug daraus. Es mochte schon lange in ihm gesteckt haben, aber dann kam dieser Zeitungsstandal wegen der Ostmarkenpolitik — das gab ihm den Rest.

Die deutschen Beamten haben dort im Bosenschen einen harten Stand?

Sie nickte und preßte die feinen Lippen zusammen.

Evangelische haben es wohl leichter, katholische kommen nicht selten in Konflikt zwischen Beamtenpflicht und religiöser Überzeugung. Mein Mann hielt das auf die Dauer nicht aus und beschloß, aus Gesundheitsrücksichten seine Versetzung zu beantragen. Unser Hausarzt riet mir unter vier Augen, mich nicht dagegen zu wehren, und so kamen wir hierher.

Hans Necklinghaus schwieg. Er wußte es besser. Eine weise Regierung liebt es, religiöse Fanatiker beider Konfessionen zu ihrer Abkühlung in fremden Boden zu verpflanzen. Deshalb war der Regierungsrat Heinrich Sebalbus nicht, wie er gehofft hatte, zurück in seine westfälische Heimat, sondern nach dem Norden versetzt worden.

Necklinghaus stand auf, um sich zu verabschieden, und hielt die dargebotne Frauenhand mit beiden Händen fest umschlossen. Ich glaube und hoffe sicher, Sie werden sich sehr bald wieder einleben, und Ihre Kinder werden hier „heimatberechtigt“ werden!

Gott gebe es!

Grüßen Sie Heinz. Wir sehen uns bald. Sonntag komme ich und bringe meine Geige mit.

Maria Sebalbus stand am Fenster und sah ihn über den Platz gehn, den Mann mit dem klugen, energischen Künstlerkopf, ihres Mannes Freund, von dem sie beim ersten Sehen gewußt hatte, daß er auch der ihrige werden würde.

Nachdenklich setzte sie sich an ihren Nähtisch. So, der hatte also auch gemerkt, daß Heinz anders geworden war. Sie wußte es ja selbst am besten und hatte es auf die Verhältnisse geschoben. Auf den Konflikt, den sie vorhin angedeutet hatte, zwischen Beamtenpflicht und allzu streng betonter religiöser Überzeugung, die ihn wie zwei harte Steine zwischen sich geklemmt hatten und ihn zermürben wollten. Aber er war nicht mürbe geworden. Strenger wurde er, härter, unbiegsamer. Unduldsam nannte Maria es in ihren heimlichsten Stunden. Streng auch gegen sie und die Kinder. Seit seiner Krankheit datierte auch ein wunderliches Mißtrauen, das in jedem Fremden einen Feind witterte; und dieser harte Zug um die Lippen, der ihn alt aussehend machte. Und er war doch in einem Alter mit seinem Freunde, den man um zehn Jahre jünger halten konnte. Ein bedeutender Mensch, dieser Necklinghaus, Künstler durch und durch, feinnervig, sensitiv bis in die Fingerspitzen. Und warmherzig und impulsiv dazu. Wie schnell hatten sie beide sich gefunden. Sie kannte ihn bis dahin nur aus ihres Mannes Erzählungen. Erst hier in Seestadt, wo Necklinghaus als Dirigent des Orchestervereins seit Jahren tätig war und durch seine Konzerte und eigenartig fesselnden musikwissenschaftlichen Vorträge seinen Ruf gegründet hatte, lernten sie sich persönlich kennen.

Es polterte die Treppe herauf. Frau Maria ließ die Arbeit sinken und horchte, und ein Schatten flog über ihr Gesicht — die Kinder kamen. Die Kinder, die aus der Volksschule den dumpfen Armeleutegeruch und allerlei häßliche Worte und Ungewohnheiten mitbrachten. Regierungsrat Sebalbus wollte es so. Seine Kinder mußten mit den Kindern der landfremden Werst- und Fabrikarbeiter in die katholische Gemeindefschule gehn, weil es keine höhern katholischen Schulen in Seestadt gab, und weil seine Kinder zu gut waren, mit evangelischen Kindern auf einer Bank zu sitzen. Wie auch die Frau bat und in Ernst und Güte, mit Tränen und Zureden ihn andern Sinnes machen wollte, er blieb unbiegsam. Unterrichtete selber seine Knaben im Latein und war entschlossen, sie mit zwölf Jahren in ein Gymnasialinternat seiner Heimat zu geben, wo sie „unter ihresgleichen“ sein würden.

Daß du noch bittest, Maria, sagte er bei solcher Gelegenheit. Hast du als Kind nicht genug leiden müssen in der evangelischen Schule? Haben sie dich nicht gehöhnt und verspottet, sind von dir fortgerückt, als hättest du eine ansteckende Krankheit? Bloß weil du katholisch warst! Hast du es mir nicht mehr als einmal erzählt? Und willst nun, daß deine Kinder es ebenso haben sollen?

Es ist seitdem doch anders geworden, Heinrich! Necklinghaus sagt es, und wir wissen ja auch selbst. Damals war ich die einzige Andersgläubige, und jetzt sind über zwanzig katholische Kinder in der Töchterschule und noch weit mehr im Gymnasium. Und was für die gut ist, wird doch auch unsern Kindern nichts schaden.

An ihrer Seele leiden sie doch Schaden, wenn nicht früher, so später. Etwas bleibt immer haften. Ich seh's ja an dir.

An mir?

Ja, an dir, Maria. Was liest du jetzt für Bücher? Da — er nahm einen Band vom Fensterbrett auf und warf ihn wieder hin, als hätte er sich die Finger daran verbrannt. Frenssen, Bölsche — gehören die in ein katholisches Haus?

Aber Heinrich! — Früher brachtest du selbst mir alles Neue, Interessante nach Hause. Und wir lasen gemeinschaftlich.

Und vergifteten unsre Seelen. Jetzt haben wir heranwachsende Kinder zu hüten.

Maria stand auf, nahm das Buch und schloß es in den Bücherschrank. Unsre Kinder vergreifen sich noch nicht an Romanen, aber trotzdem . . . sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer.

Ich wünsche auch nicht, daß du selber dergleichen liest.

Dergleichen — was? Überhaupt kein neues Buch mehr?

Bölsche zum Beispiel. „Abstammung des Menschen“ — wozu? Was soll das? Weißt du nicht, daß Gott der Herr Adam und Eva erschuf und in den Paradiesgarten setzte?

Bis sie den Apfel vom Baume der Erkenntnis pflückten und aus dem Paradiese vertrieben wurden — o ja, ich weiß, sagte sie lächelnd, und dann trat sie neben ihn, legte den Arm um seinen Hals und sah ihm mit klugen, liebevollen Augen gerade ins Gesicht. Wir wollen doch nicht rückständig werden, Heinrich? Die sechs Schöpfungstage, an die wir als Kinder glaubten, sind doch kein wörtlich zu nehmendes Dogma für uns Erwachsene? Sieh, ich lese dieses Buch von Bölsche und freue mich daran, wie der Mann da Stein um Stein, fast spielend, seine klugen, geistreichen Hypothesen mit bewundernswerter Logik vor uns aufbaut. Immer höher und höher. Wie ein ganz feines kunstvolles gotisches Meisterwerk, Glied um Glied — bis in Dunst und Wolken hinein, wohin unsre Augen ihm nicht mehr zu folgen vermögen. Ich lese das und habe ganz objektiv meine Freude daran, wie an allem Klugen und Schönen.

Und glaubst es schließlich selbst. Oder was glaubst du eigentlich? fragte er streng.

Das ist nun wieder solch spitzfindige Frage von euch Männern, die ihr vom hohen Rothurn eurer Gymnasialbildung und Universitätsweisheit auf uns arme ungelehrte Frauen herabseht, für die das Lernen — zu meiner Zeit wenigstens — mit fünfzehn Jahren zu Ende war. Mit fünfzehn Jahren! Wo die glücklichen jungen Mädels von heute erst anfangen zu begreifen, daß sie für sich selbst und nicht für den Lehrer lernen.

Er machte sich ungeduldig von ihren umschlingenden Armen los. Was du von dem Unsinn glaubst, will ich wissen?

Was ich glaube, mein Herr und Gebieter? Sie hielt auch jetzt noch, wenn auch mühsam, den heitern Ton fest, obgleich ihr das Herz stärker zu klopfen, das heiße Blut in den Schläfen zu pochen begann. Seit seiner schweren Krankheit hatte sie sich diesen nachgiebigen Ton angewöhnt, wie eine Mutter dem kranken Kinde gegenüber.

Was ich glaube, Heinrich? wiederholte sie langsam, und ihre großen grauen Augen schauten verträumt und glänzend an ihm vorüber. Daß alles Wissen Stückwerk ist, und daß wir aller Dinge Grund und Wesen erst erkennen werden, wenn unser Glaube in Schauen übergeht.

Er stampfte zornig mit dem Fuße auf.

Das ist keine Antwort, Maria!

Da riß auch ihr die Geduld. Nicht umsonst hatte ihre Wiege im evangelischen Lande gestanden, ihr Glaube war kein blinder, kindlicher, sondern ein unter Zweifeln groß gewordner.

Soll ich dir das Glaubensbekenntnis aussagen? O Heinz, Heinz — wir sind doch keine Kinder mehr! Sie faßte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn

sanft hin und her. Laß mich in die Küche, sonst brennt mein Essen an. Und ich glaube fest, daß mein Herr Gemahl dann schrecklich ungnädig sein würde.

Ein Kuß — und eilig lief die Hausfrau hinaus.

Hans Recklinghaus behielt Recht: sie lebte sich ein. Schneller und leichter als ihr Mann, der sich den einheimischen Kollegen gegenüber kühl reserviert hielt und nur mit wenigen gleich ihm selbst von auswärts hierher versetzten katholischen Beamtenfamilien verkehrte. Maria dagegen hatte einige alte Beziehungen wieder aufgenommen und wunderte sich selbst, wie leicht es ihr glückte, den rechten Ton zu treffen. Sag es an ihr, oder hatte Recklinghaus Recht, daß sich die Zeiten geändert hatten? Alte Bekannte ihrer Eltern kamen ihr mit einfacher Herzlichkeit entgegen und freuten sich, sie wiederzusehen. In den Geschäften, wo sie als junges Mädchen gekauft hatte, erkannte man sie nach zwölfjähriger Abwesenheit, und Maria machte die Erfahrung, daß eins unverändert geblieben war, was sie immer besonders geschätzt und in der Fremde oft vermisst hatte: die schlichte, selbstverständliche Ehrlichkeit, die ein so charakteristisches Merkmal der Schleswig-Holsteiner alten Schläges ist. Und mit einer Art heimlichen Stolzes erzählte Maria ihren Kindern von dem österreichischen General von Gablenz, der mehr als einmal in heller Bewunderung ausgerufen hatte: Das sind Leute! Lassen Pflug und Ackergerät über Nacht sorglos auf dem Felde liegen, und den lieben langen Tag, während sie draußen bei der Arbeit sind, bleibt im Dorfe Haus bei Haus unverschlossen. Ja ihre Türen haben nicht einmal ein Schloß, nur einen hölzernen Riegel. Ja, gibts denn hierzulande keine Diebe? So etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen — und angesichts dieser beispiellosen Ehrlichkeit hab ich meinen Perls gesagt: Wehe dem, der sich das treuherzige Vertrauen dieser Leute zunutze macht und sie bestiehlt oder betrügt. Unweigerlich kommt der Schuft vor's Kriegsgericht!

Marias alte Bekannte, Frau Kirchspielvogt Nissen, die das zufällig einmal mit anhörte, legte ihre Hand auf Marias und sagte schmunzelnd: Doch schön, daß Sie wieder da sind, kleine Frau! Ich hab manchmal zu Weihnachten 'nen Kranz auf Ihrer Mutter Grab gelegt und gedacht: Wenn oll lütt Maria doch maleins wieder herkommen wollt in ihr altes Heimatland!

So lebte sich Maria ein — nur daß die Kinder, nicht in ihren Kenntnissen, wohl aber in ihrem Umgangston auf ein tieferes Niveau als das bisher gewohnte hinabgedrückt wurden, darunter litt die Mutter schwer. Aber ihre Bitten und Hans Recklinghausens ernste Vorstellungen blieben vergeblich. Zuletzt steckte sich Maria hinter den Pfarrer, einen gerechten, wohlwollenden Mann, der ihr innerlich Recht geben mußte und auch seine Unterstützung zusagte. Doch weitschauender als sie riet er ihr, das Schuljahr ruhig abzuwarten. Ostern wäre der geeignetste Termin für die Umschulung, vorher hätte es keinen Zweck, die Kinder aus ihrem Arbeitspensum herauszureißen und in eine andre Schule zu bringen, wobei sie leicht ein ganzes Jahr verblöhen. Und bis dahin würde Herr Sebalbus hoffentlich selbst andern Sinnes werden.

So ließ Maria die Dinge einstweilen gehn, wie sie wollten, zumal da sie sich auch körperlich nicht wohl fühlte. Im Spätherbst erwartete sie die Geburt ihres vierten Kindes, und gegen ihre sonstige Art litt sie den Sommer über zuweilen unter Anfällen von Schwermut und quälenden Todesahnungen.

Heinrich Sebalbus raffte sich aus seiner schweigsamen Stimmung auf und gab sich Mühe, freundlich und geduldig zu sein, ihr die schwarzen Gedanken auszureden. Nur daß ers oft so verkehrt anfing! Es war, als träfe er nicht mehr den rechten Ton — die Saite, die früher so klaren schönen Widerhall gegeben hatte,

Klang oft schrill auf, der harmonische Zusammenklang ihrer Seelen schien verloren gegangen.

Einmal fand Maria an ihrem Fensterplatz, auffällig hingelegt, sodaß sie es gar nicht übersehen konnte, statt des Büssche ein andres Buch, und als sie es aufschlug, sah sie, daß es ein französisches Betrachtungsbuch war. Hätte Heinrich es ihr mit ein paar freundlichen Worten gebracht, sie hätte sich darüber gefreut und es sicherlich oft benutzt, denn sie war im Grunde ihres Herzens eine tiefreligiöse Natur und gerade in dieser Zeit zu frommer Lektüre aufgelegt. So aber las sie zugleich mit den ersten Worten auch die heimlichsten Gedanken ihres Mannes, als er ihr das Buch hinlegte; sie fühlte den Zwang, den er ihrer Seele antun wollte, und ihr Trotz hob sich, ihre Lippe zuckte. Sie schloß das Buch zutiefst in ihren Bücherschrank und holte sich nach Tisch, in der einzigen Stunde, die sie ihrer Lektüre widmete, ihren Büssche. Aber nach ein paar Seiten ließ sie das Buch in den Schoß sinken, lag ganz still mit gefalteten Händen in ihrem long-chair auf der Veranda und fühlte die Schatten der Weinblätter auf ihrer Stirn tanzen. Die Freude an den geistreichen Hypothesen des feinsinnigen Naturforschers war ihr verdorben, sie dachte an das Kind, das kommen sollte, und an den Mann, dessen Seele ihr fern und immer ferner aus den Händen glitt.

„Hast du schon in dem Coppeschen Buch gelesen, Maria? gefällt es dir?“ fragte Heinrich Abends beim Schlafengehn.

Nein, erwiderte sie kurz.

Aber weshalb nicht? Ich habe es doch eigens für dich kommen lassen.

Sie flocht langsam ihre schweren dunkeln Haare für die Nacht zusammen. Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt, sagte sie, ohne sich umzuwenden.

Ach so — das hätte ich mir denken können. — Ich fürchte, Hans Necklinghaus hat keinen guten Einfluß auf dich, sagte er nach einer Weile, schon aus seinen Rissen heraus. Oder macht es die Luft deiner Heimat — ich glaube, du bist längst nicht mehr so fromm, Maria?

Sie hob ungeduldig die Achseln und löschte das Licht.

Wenn du mich doch nicht immer schulmeistern wolltest, Heinrich! sagte sie heftig. Glaubst du, daß es gut tut, wenn sich immerfort ein Mensch als Vermittler zwischen Gott und die Seele stellt? Ich finde den lieben Gott schon allein. — Gute Nacht!

Glücklicherweise brachten die Kinder durch ihre drollige Lebhaftigkeit einen erfrischenden Hauch in die schwüle, drückende Stimmung, die über dem Sebaldusischen Hause lag. Doch auch hier fehlte es manchmal nicht an einem bitteren Beigeschmack.

Die Jungens kamen vom Baden. Ihre Mutter schickte sie natürlich nicht ins Freibad wie ihre kleinen Schulkollegen, sondern in die weiter hinaus am Strande liegende Badeanstalt, wo sich die Söhne der bessern Stände tummelten. Und bei dem unter Kindern üblichen Freimaurertum hatte die erste Frage, womit die Fremden empfangen wurden, natürlich ihrer Schule gegolten. Tief empört kam der Große nach Hause.

Mutter, sie sagen, wir sind „Butjer“, und wir sollen dahin baden gehn, wo die Butjer baden. Wir sind doch keine Butjer, Mutti?

Während sie ihn, einen leisen Groll gegen den Vater im Herzen, zu beruhigen versuchte, stand der Kleine nachdenklich daneben. Sein Denkapparat arbeitete langsamer, grub aber dafür um so tiefer.

Mutti, sagte er nach einer Weile und schmiegte sich zutraulich an ihre Schulter. Weißt was, Mutti? Ich möcht ja ganz gern ein Butjer sein — dann müßt ich aber auch alles dürfen, was die Butjers tun.

Die Mutter strich ihm über den kurzgeschornen, peinlich sauber gehaltenen dunkeln Kopf und fragte zwischen Lächeln und Bitternis: Was denn zum Beispiel, Toni?

Na — so am Hafen rumlungern und rauchen und ausspucken — und die Bäcklinge aus der Hand fress. . .

Ein Klaps auf den Mund ließ den Herzenserguß des Neunjährigen nicht zu Ende kommen.

Aber pfui, Bubi!

Na ja doch, Muttt! — wenn wir nu doch mal Butjers sein sollen, denn auch gleich ordentlich! sagte der kleine Kerl ernsthaft bei seiner Meinung beharrend.

Mit seiner Zwillingsschwester Anneliese ging es nicht viel anders. Sie brachte zuweilen eine kleine Schulkameradin mit, die Tochter eines Schaffners, ein bescheidnes artiges Kind, mit der die Mutter sie gern spielen ließ. Als der Geburtstag der kleinen Freundin kam, gab Anneliese nicht Ruh mit Bitten und Betteln, bis die Mutter ihr erlaubte, der Einladung zu Schokolade und Kuchen zu folgen. Strahlend, mit einem Blumensträußchen und einem prächtigen Märchenbuch bewaffnet, zog sie ab — und kam sehr zettig und in niedergeschlagner Stimmung heim.

Na, hast dich gut amüsiert? fragten die Brüder neugierig, und auch die Mutter erkundigte sich, ob das Buch Frida gefallen hätte.

M — ja —. Erst bei der Abendmilch wurde Anneliese gesprächiger. Fridas Mama hatte das Buch gleich weggelegt und gemeint, das wär ja doch alles Unsinn, was in den Büchern stünd, und vom Lesen würd ihre Frida bloß dröhnig im Kopf. — Und denk mal, Mutter, kein Tischtuch hatten sie, und alle Tassen waren kaputt. Und die Schokolade schmeckte so komisch — Frida meinte, das käm wohl, weil ihre Mama Mittags Speck und Erbsen in dem Topf gekocht hatte. Und die kleinen Kinder hatten schmutzige Nasen und leckten am Kuchen und legten ihn wieder auf den Teller. Ecks — da mag ich nicht wieder hin.

Mit der Freundschaft für Frida war es fortan trotz allen mütterlichen Zuredens vorbei. Anneliese, sonst so gutherzig und verträglich, war ein mehr als sauberes kleines Persönchen und konnte über den gewissen physischen Ekel vor Leuten, die weniger peinlich gewöhnt waren, nicht hinweg. Und seitdem ihr Blick einmal für dergleichen fatale kleine Schwächen geschärft war, litt sie körperlich und seelisch unter manchen Angewohnheiten ihrer Mitschülerinnen. Das verdarb ihr die Lust an der Schule, und das sonst so lernfrohe Kind ging nur noch mit äußerstem Widerstreben hin, weil es instinktiv den gewaltigen Unterschied zwischen Schule und Haus herausfühlte.

Angeichts dieser Erfahrungen wollte Frau Maria oft die Geduld verlieren, aber wieder war es Hans Recklinghaus, der sie tröstete: Einmal müsse das Schuljahr ja doch zu Ende gehn, und sobald die Kinder wieder in bessere Umgebung kämen, würden sich die kleinen Ungezogenheiten der Freischule ganz von selbst verlieren.

(Fortsetzung folgt)

